

JO
NESBØ

EIFERSUCHT

JO NESBØ
EIFERSUCHT

JO NESBØ

EIFERSUCHT

Aus dem Norwegischen
von Günther Frauenlob

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *Sjalusimannen og andre fortellinger*
bei Aschehoug, Oslo.

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



ISBN 978-3-550-20152-3

© 2021 by Jo Nesbø

© der deutschsprachigen Ausgabe

2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Published by agreement with Salomonsson Agency

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Stempel Garamond bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Storys

London 9

Eifersucht 35

Die Warteschlange 157

Abfall 165

Das Geständnis 191

Odd 205

Der Ohrring 247

»Oh, beware, my lord, of jealousy;
It is the green-ey'd monster, which doth mock the
meat it feeds on.«

William Shakespeare, *Othello*

London

ICH HABE KEINE ANGST VORM FLIEGEN. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein ganz normaler Fluggast beim Start einer Passagiermaschine stirbt, beträgt eins zu elf Millionen. Was mit anderen Worten heißt, dass es achtmal wahrscheinlicher ist, an Bord eines Flugzeugs an einem Herzinfarkt zu sterben.

Ich wartete, bis die Maschine abgehoben hatte und sich die Flugkurve verflachte. Dann beugte ich mich zu der zitternden, weinenden Frau am Fenster hinüber und legte ihr mit leiser und wie ich hoffte beruhigender Stimme die Statistik dar.

»Wobei so eine Statistik nicht sonderlich hilft, wenn man Angst hat«, fügte ich hinzu. »Ich darf das sagen, denn ich weiß ganz genau, wie Sie sich fühlen.«

Du – die du bis zu diesem Moment ununterbrochen aus dem Fenster gestarrt hattest – drehtest dich langsam um und sahst mich an, als würdest du erst jetzt bemerken, dass jemand auf dem Platz neben dir sitzt. Die Business-Class hat den Vorteil, dass man sich dank des etwas größeren Abstands zwischen den Sitzen mit etwas Konzentration einbilden kann, man wäre allein. Es ist zudem ein ungeschriebenes Gesetz unter den Business-Class-Passagieren, dass man diese Illusion wahrt und sich die Gespräche auf den Austausch von Höflichkeiten und

das praktisch Notwendige beschränken (»Ist es in Ordnung, wenn ich die Blende vor das Fenster ziehe?«). Der breitere Fußraum ermöglicht es, auch ohne größere Abstimmung aneinander vorbeizukommen, um auf die Toilette zu gehen oder an die Gepäckfächer zu gelangen. In der Regel kann man einander komplett ignorieren, auch wenn die Reise einen halben Tag dauert.

Dein Gesichtsausdruck sprach Bände, es überraschte dich, dass ich die Business-Class-Regel Nummer eins gebrochen hatte. Deine lässig-elegante Kleidung – eine Hose und ein Pullover, die auf den ersten Blick farblich nicht zusammenpassten, es aber vermutlich doch taten, wenn man das Gesamtbild betrachtete – verriet mir, dass es schon eine ganze Weile her sein musste, dass du Economy geflogen warst, wenn du es überhaupt jemals getan hattest. Aber du hast geweint, und warst es damit nicht du, die die unsichtbare Wand zwischen uns eingerissen hat? Andererseits hast du dich weinend von mir abgewandt und mir damit deutlich zu verstehen gegeben, dass du deine Gefühle nicht mit deinem Sitznachbarn teilen willst.

In dieser Situation kein tröstendes Wort zu finden kam mir kaltherzig vor, weshalb ich einfach hoffte, du würdest mein Dilemma verstehen.

Dein Gesicht war blass und verweint und trotzdem seltsam, fast elfenartig schön. Oder waren es die Blässe und die Tränen, die es so anziehend machten? Ich hatte schon immer eine Schwäche für das Zerbrechliche, Verwundbare. Ich reichte dir eine der Servietten, die die Flugbegleiterinnen vor dem Start unter unsere Wassergläser gelegt hatten.

»Danke«, sagtest du, nahmst die Serviette und warfst mir ein Lächeln zu, um dir dann unter dem Auge die verlaufene Schminke wegzuwischen. »Aber das glaube ich nicht.« Mit diesen Worten drehtest du dich wieder zum Fenster, legtest die Stirn an die Plexiglasscheibe, als wolltest du dich verstecken,

und hast wieder geweint und gezittert. Was glaubtest du nicht? Dass ich wusste, wie es dir ging? Egal, ich hatte meinen Teil getan und würde dich für den Rest des Flugs in Ruhe lassen. Ich wollte mir einen halben Film anschauen und dann vielleicht ein bisschen schlafen. Mehr als eine Stunde würde das aber sicher nicht werden. Egal, wie lang diese Flüge dauern, richtig schlafen kann ich nie, ganz besonders dann nicht, wenn ich den Schlaf brauche. Ich würde nur sechs Stunden in London sein und dann gleich wieder nach New York zurückfliegen.

Die Anschnalleuchte verlosch, und eine Flugbegleiterin machte die Runde und füllte die leeren Wassergläser auf, die auf der soliden breiten Armlehne zwischen uns standen. Vor dem Start hatte der Kapitän durchgegeben, dass der Flug von New York nach London in dieser Nacht fünf Stunden und zehn Minuten dauern werde. Um uns herum kippten bereits einige der Passagiere die Lehnen nach hinten und zogen die Decken über sich, während andere im Licht der Bildschirme auf das Essen warteten. Sowohl die Frau neben mir als auch ich hatten dankend abgelehnt, als die Flugbegleiterin vor dem Start mit der Speisekarte gekommen war. Zu meiner Freude fand ich unter der Rubrik Classics den Film *Der Fremde im Zug* und wollte gerade die Kopfhörer aufsetzen, als ich deine Stimme hörte.

»Es geht um meinen Mann.«

Ich hielt die Kopfhörer in der Hand und wandte mich dir zu.

Die Mascara umrahmte deine Augen so dramatisch wie Theaterschminke. »Er betrügt mich mit meiner besten Freundin.«

Ich weiß nicht, ob du wahrgenommen hast, wie seltsam es war, dass du sie noch immer als deine beste Freundin bezeichnet hast, aber ich hatte nicht vor, dich zu korrigieren.

»Das tut mir leid«, sagte ich. »Ich wollte mich nicht einmischen ...«

»Das muss Ihnen nicht leidtun. Es ist doch schön, wenn Menschen sich kümmern. Wir achten viel zu wenig aufeinander. Und haben doch so eine Wahnsinnsangst vor allem Aufwühlenden, Traurigen.«

»Da haben Sie wohl recht«, sagte ich und wusste nicht, ob ich die Kopfhörer beiseitelegen sollte.

»Ich tippe, dass sie es jetzt gerade miteinander treiben«, sagtest du. »Robert hat immer Lust auf Sex. Und Melissa auch. Bestimmt schlafen sie jetzt in meinen Seidenlaken miteinander.«

Mein Hirn zeichnete automatisch das Bild von einem Ehepaar Mitte dreißig, in dem er das Geld verdient, viel Geld, und sie das Bettzeug aussucht. Unsere Gehirne sind wahre Experten in Sachen Stereotypen. Manchmal irren sie sich. Manchmal haben sie recht.

»Das muss sich schrecklich anfühlen«, sagte ich möglichst neutral.

»Ich will sterben«, sagtest du. »Sie irren sich also, was das Fliegen angeht. Ich hoffe geradezu, dass das Flugzeug abstürzt.«

»Ich habe aber noch so viel zu erledigen«, erwiderte ich und machte eine besorgte Miene.

Für einen Moment hast du mich nur angestarrt. Kaum dass ich den Satz ausgesprochen hatte, war mir klar, wie unsensibel und unangebracht meine Worte wirken mussten. Der Scherz mag schlecht gewesen sein, das Timing war noch schlechter. Schließlich hattest du gerade erst zum Ausdruck gebracht, sterben zu wollen, und dafür sogar ein plausibles Motiv genannt. Ich konnte nur hoffen, dass du den Scherz als befreiende Ablenkung empfinden würdest. Man nennt das *comic relief*, wenn es denn funktioniert. Aber wie dem auch sei, ich bereute meinen Kommentar und hielt den Atem an. Doch du hast nur gelächelt. Wie das flüchtige Kräuseln der Oberfläche

einer Pfütze, das gleich darauf wieder verschwunden war, aber ich atmete wieder.

»Entspannen Sie sich«, hast du leise gesagt. »Nur ich werde sterben.«

Ich sah dich fragend an, aber du hast jeden Blickkontakt vermieden und an mir vorbei zu den anderen Sitzreihen geschaut.

»In der zweiten Reihe da vorne sitzt jemand mit einem Säugling«, sagtest du. »Ein Kind in der Business-Class, das vielleicht die ganze Nacht schreit. Was sagen Sie dazu?«

»Was soll man dazu sagen?«

»Man soll sagen, dass die Eltern doch eigentlich wissen sollten, dass diejenigen, die extra viel bezahlt haben, um hier zu sitzen, dies möglicherweise getan haben, weil sie schlafen müssen. Vielleicht haben sie gleich morgen früh ein Meeting oder müssen zur Arbeit.«

»Tja. Solange die Fluggesellschaft Säuglingen nicht den Zugang zur Business-Class verwehrt, kann man den Eltern keinen Vorwurf machen, dieses Angebot auch zu nutzen.«

»Dann sollte die Fluggesellschaft für diese Täuschung bestraft werden.« Du bist dir vorsichtig mit einem Papiertaschentuch, das meine Serviette ersetzt hatte, unter dem anderen Auge entlanggefahren. »In der Werbung für die Business-Class zeigen sie Bilder von tief schlafenden Passagieren.«

»Auf lange Sicht wird die Gesellschaft ihre Strafe schon bekommen. Die Bereitschaft, mehr zu zahlen, wird sicher abnehmen, wenn man dafür nicht auch mehr bekommt.«

»Und warum tun sie das dann?«

»Die Eltern oder die Fluggesellschaft?«

»Dass die Eltern das tun, verstehe ich. Sie haben mehr Geld als Schamgefühl. Aber die Fluggesellschaft hat doch Einbußen, wenn ihr Businessprodukt an Wert verliert?«

»Sie verlieren aber auch in Sachen Bewertung, wenn sie als wenig kinderfreundlich an den Pranger gestellt werden.«

»Dem Kind ist es doch wohl egal, ob es in der Business- oder in der Economy-Class schreit.«

»Da haben Sie recht. Ich meinte weniger säuglingselternfreundlich.« Ich lächelte. »Die Fluggesellschaften haben bestimmt Angst davor, dass ein solches Verhalten als Form von Ausgrenzung aufgefasst werden könnte. Man könnte das Problem natürlich lösen, indem man weinende Passagiere aus der Business- in die Economy-Class verweist, wo sie dann ihren Platz mit einer freundlich lächelnden Person mit Billigticket tauschen müssen.«

Dein Lachen war weich und anziehend, und dieses Mal erreichte es auch deine Augen. Der Gedanke liegt nahe – und er war definitiv in meinem Kopf –, warum jemand einer derart attraktiven Frau untreu sein sollte? Aber so ist es ja: Es geht nicht um äußere Schönheit. Und auch nicht um innere.

»Was machen Sie beruflich?«, fragtest du.

»Ich bin Psychologe und arbeite in der Forschung.«

»An was forschen Sie?«

»Am Menschen.«

»Natürlich. Und was finden Sie heraus?«

»Dass Freud recht hatte.«

»Womit?«

»Menschen sind, mit ein paar wenigen Ausnahmen, nicht viel wert.«

Du hast gelacht. »Amen, Herr ...«

»Nennen Sie mich Shaun.«

»Maria. Aber das ist nicht wirklich Ihre Meinung, oder?«

»Dass Menschen abgesehen von wenigen Ausnahmen nicht viel wert sind? Warum sollte das nicht meine Meinung sein?«

»Sie haben bewiesen, dass Sie sich um andere kümmern, und Fürsorge ist für einen echten Misanthropen sinnlos.«

»Na dann. Warum sollte ich lügen?«

»Genau deshalb: Sie kümmern sich. Deshalb haben Sie mir auch nach dem Mund geredet und mich mit Ihrer vermeintlichen eigenen Flugangst getröstet. Und mein Bekenntnis, dass ich betrogen werde, haben Sie mit der Aussage aufgefangen, dass die Welt voller schlechter Menschen ist.«

»Na, eigentlich bin ich doch hier der Psychologe.«

»Sehen Sie, sogar Ihre Berufswahl verrät Sie. Geben Sie ruhig zu, dass Ihre eigene Behauptung Sie widerlegt. Sie sind als Mensch sehr viel wert.«

»Ich wünschte, es wäre wirklich so, Maria. Ich fürchte aber, meine vermeintliche Fürsorge ist nur das Resultat einer bürgerlichen, sehr britischen Erziehung. Ich bin – außer für mich selbst – für niemanden von großem Wert.«

Du wandtest mir deinen Körper beinahe unmerklich weiter zu. »Dann ist es die Erziehung, die Ihnen Wert gibt, Shaun. Und wenn schon. Ihre Taten machen Ihren Wert aus, nicht was Sie denken oder fühlen.«

»Ich glaube, Sie übertreiben. Meine Erziehung führt lediglich dazu, dass ich die Regeln des guten Benehmens nicht gerne breche, ich opfere mich damit aber nicht auf. Ich passe mich an und vermeide, soweit möglich, Unannehmlichkeiten.«

»Als Psychologe haben Sie doch auf jeden Fall gesellschaftlichen Wert.«

»Ich fürchte, dass ich auch auf diesem Gebiet eine Enttäuschung bin. Ich bin weder intelligent noch arbeitsam genug, um ein Mittel gegen Schizophrenie finden zu können. Sollte das Flugzeug jetzt abstürzen, würde die Welt nur einen ziemlich langweiligen Artikel zum Thema Bestätigungsverzerrung verpassen, der in einer wissenschaftlichen Zeitschrift erscheinen soll, die von einer Handvoll Psychologen gelesen wird.«

»Kokettieren Sie gerade?«

»Und wie. Auch das zählt zu meinen Lastern.«

In diesem Moment hast du richtig herzlich gelacht. »Nicht einmal Frau oder Kinder, die Sie vermissen würden, sollten Sie so plötzlich verschwinden?«

»Nein«, antwortete ich kurz. Ich hatte den Sitz am Gang und konnte das Gespräch nicht dadurch beenden, dass ich mich zum Fenster drehte und so tat, als hätte ich dort unten auf dem nächtlichen Atlantik etwas Interessantes entdeckt. Und das Magazin aus der Tasche des Sitzes vor mir zu nehmen kam mir zu demonstrativ vor.

»Entschuldigung«, sagtest du leise.

»Ist schon in Ordnung«, antwortete ich. »Wie meinten Sie das vorhin: Nur ich werde sterben?«

Unsere Blicke begegneten sich, und zum ersten Mal sahen wir einander. Möglicherweise rationalisiere ich hier etwas im Nachhinein, aber ich glaube wirklich, dass wir beide etwas wahrnahmen und schon in diesem Moment ahnten, dass unsere Begegnung das Potenzial hatte, etwas zu verändern, ja bereits alles verändert hatte. Vielleicht hattest auch du diesen Gedanken, denn du hast dich etwas über die Lehne in meine Richtung gebeugt, dann aber innegehalten. Dein Parfüm ließ mich an sie denken, es war ihr Duft, sie war zurück.

»Ich werde mir das Leben nehmen«, flüsterst du.

Dann hast du dich zurückgelehnt und mich angesehen.

Ich wusste nicht, was mein Gesicht in diesem Moment ausdrückte, wohl aber, dass du die Wahrheit gesagt hast.

»Wie wollen Sie das machen?«, war alles, was mir dazu in den Sinn kam.

»Soll ich erzählen?«, fragtest du und sahst mich mit einem unergründlichen, beinahe heiteren Lächeln an.

Ich lauschte in mich hinein. Wollte ich das hören?

»Wobei das so eigentlich nicht stimmt«, schobst du hinter-

her. »Zum einen werde ich mir nicht das Leben nehmen, das habe ich bereits getan. Zum anderen tue ich das nicht selbst, sondern die.«

»Die?«

»Ja. Ich habe vor ...« Du warfst einen Blick auf deine Uhr. Eine Cartier. Sicher ein Geschenk von diesem Robert. Vor oder nach seinem Seitensprung? Danach. Diese Melissa war sicher nicht die Erste, er war ihr die ganze Zeit untreu.

»... vier Stunden einen Vertrag unterschrieben.«

»Die?«, wiederholte ich.

»Die Selbstmordfirma.«

»Sie meinen ... wie die in der Schweiz? Also aktive Sterbehilfe?«

»Ja, nur noch aktiver. Und mit dem Unterschied, dass sie dich auf eine Art töten, die nicht nach Selbstmord aussieht.«

»Oh?«

»Sie sehen so aus, als würden Sie mir nicht glauben.«

»Ich ... doch, ja, ich bin nur verblüfft.«

»Das verstehe ich gut. Das muss auch unter uns bleiben. Der Vertrag enthält nämlich eine Verschwiegenheitsklausel, eigentlich darf ich mit niemandem darüber reden. Es ist nur so ...« Ein Lächeln huschte über dein Gesicht, während deine Augen sich erneut mit Tränen füllten.

»... so unerträglich einsam. Und Sie sind ein Fremder. Und Psychologe. Sie unterliegen doch der Schweigepflicht, oder?«

Ich räusperte mich. »Was Patienten angeht, ja.«

»Dann bin ich jetzt Ihre Patientin. Ich sehe ja, dass Sie im Moment Zeit für eine Konsultation haben. Wie hoch ist Ihr Honorar, Doktor?«

»Ich fürchte, so einfach ist das nicht, Maria.«

»Natürlich nicht. Vermutlich verstößt das gegen die Spielregeln in Ihrem Metier. Aber als Privatperson können Sie mir doch zuhören?«

»Es stellt mich als Psychologen vor ein ethisches Dilemma, wenn eine suizidale Person sich mir anvertraut, ohne dass ich einzugreifen versuche.«

»Sie verstehen das nicht. Es ist zu spät, Sie können nicht mehr eingreifen, ich bin bereits tot.«

»Sie sind tot?«

»Der Vertrag ist unwiderruflich, ich werde im Laufe der nächsten drei Wochen getötet werden. Sie erklären einem vorher, dass es keinen Notausgang gibt, wenn man seinen Namen erst auf das Dokument gesetzt hat. Sonst würde es im Nachhinein nur alle möglichen juristischen Zweifelsfälle geben. Sie sitzen neben einer Toten, Shaun.« Du hast gelacht, aber dieses Mal klang dein Lachen hart und bitter. »Vielleicht können Sie einfach mit mir trinken und mir zuhören?« Dein langer, schlanker Arm ging nach oben zum Serviceknopf. Dann schallte ein leises, einsames Pling durch das Dunkel der Kabine. Es klang wie ein Sonar.

»Okay«, sagte ich. »Ich werde Ihnen aber keinen Rat geben.«

»Das ist gut so. Und Sie versprechen mir, es niemandem zu erzählen, auch nicht nach meinem Tod?«

»Das verspreche ich, wobei das für Sie ja keinen Unterschied machen würde.«

»Oh doch. Wenn ich gegen die Verschwiegenheitsklausel verstoße, können die mich verklagen und eine Menge Geld aus meinem Nachlass fordern, sodass für die Organisation, der ich mein Geld zugebracht habe, kaum etwas übrig bleibt.«

»Womit kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte die Flugbegleiterin, die lautlos neben uns aufgetaucht war. Du hast dich über mich gebeugt und für uns beide Gin Tonic bestellt. Der Ausschnitt deines Pullovers fiel etwas nach vorn. Ich sah nackte, blasse Haut und realisierte, dass dein Geruch doch nicht der ihre war. Deiner war etwas süßlich, würzig, wie Ben-

zin. Ja, Benzin. Und eine Holzart, deren Namen ich mir nicht merken kann. Es war ein beinahe maskuliner Duft.

Nachdem die Flugbegleiterin das Servicelämpchen ausgeschaltet hatte und wieder verschwunden war, hast du dir die Schuhe ausgezogen, dich seitlich auf den Sitz gesetzt und katzenleich die Füße unter dich gezogen. Ich sah nur zwei schlanke, in Nylon gehüllte Knöchel, die mich unweigerlich ans Ballett denken ließen.

»Die Selbstmordfirma hat ihren Sitz in ziemlich schicken Räumlichkeiten in Manhattan«, sagtest du. »Eine Anwaltskanzlei. Angeblich ist das juristisch alles in Ordnung, was ich tatsächlich auch glaube. Zum Beispiel nehmen sie niemandem das Leben, der eine psychische Krankheit hat. Man muss erst eine gründliche psychiatrische Analyse über sich ergehen lassen, bevor man den Vertrag unterzeichnen kann. Und im Vorfeld alle eventuellen Lebensversicherungen gekündigt haben, damit sie nicht von der Versicherungsgesellschaft verklagt werden können. Es gibt auch noch eine ganze Reihe anderer Klauseln, die wichtigste ist aber die Verschwiegenheitsklausel. In den USA ist das Vertragsrecht zwischen zwei freiwilligen erwachsenen Partnern viel weitreichender als in den meisten anderen Ländern, aber natürlich fürchten sie die Reaktionen, falls das publik würde. Es ist gut möglich, dass die Politik dem Ganzen dann einen Riegel vorschieben würde. Sie machen keine Werbung. Ihre Klienten sind ausnahmslos wohlhabende Menschen, die sie vom Hörensagen kennen.«

»Durchaus verständlich, dass sie keine Publicity wollen.«

»Natürlich bauen auch ihre Klienten auf die Diskretion, Selbstmord ist ja ähnlich mit Scham belegt wie Abtreibung. Abtreibungskliniken tun nichts Ungesetzliches, schreiben ihr Tätigkeitsgebiet aber auch nicht in Großbuchstaben über ihre Eingangstüren.«

»Stimmt.«

»Natürlich basiert die gesamte Geschäftsidee auf einem Zusammenspiel von Scham und Diskretion. Die Klienten zahlen bereitwillig hohe Summen, um physisch und psychisch so angenehm und unerwartet wie nur möglich ins Jenseits befördert zu werden. Das Wichtigste dabei ist, dass weder Familie noch Freunde oder sonst jemand auch nur auf die Idee kommt, es könne sich um Selbstmord handeln.«

»Und wie stellen die das an?«

»Das erfahren wir natürlich nicht, es soll aber eine Vielzahl von Möglichkeiten geben, damit der Vertrag innerhalb von drei Wochen nach der Unterzeichnung erfüllt wird. Man nennt uns auch keine Beispiele, denn sonst würde man bewusst oder unbewusst bestimmte Situationen meiden, und das weckt dann nur unnötige Furcht. Wir erfahren nur, dass es vollkommen schmerzfrei sein wird und wir es nicht kommen sehen werden.«

»Ich verstehe ja, dass es für manche Leute wichtig ist, ihren Selbstmord zu kaschieren, aber warum für Sie? Wäre das nicht sogar eine Möglichkeit, sich zu rächen?«

»An Robert und Melissa, meinen Sie?«

»Ihr Selbstmord würde bei den beiden nicht nur Scham-, sondern auch Schuldgefühle auslösen. Robert und Melissa würden sich schuldig fühlen und sich mehr oder minder bewusst gegenseitig Vorwürfe machen. Das sehen wir immer wieder. Haben Sie mal einen Blick auf die Scheidungsrate von Eltern geworfen, die ihre Kinder durch Selbstmord verloren haben? Oder die Selbstmordrate dieser Eltern?«

Dein Blick ruhte fest auf mir.

»Tut mir leid«, sagte ich und spürte, dass ich etwas rot wurde. »Ich dichte Ihnen Rachegefühle an, nur weil ich sie hätte, da bin ich mir sicher.«

»Sie haben das Gefühl, sich selbst dadurch in ein schlechtes Licht gestellt zu haben, Shaun?«

»Ja.«

Dein Lachen war hart und kurz. »Das ist vollkommen in Ordnung, denn natürlich will ich Rache. Aber Sie kennen Robert und Melissa nicht. Würde ich mir das Leben nehmen und einen Brief hinterlassen, in dem ich Robert Untreue vorwerfe, würde er das nur leugnen. Er würde darauf pochen, dass ich wegen Depressionen behandelt wurde, was auch stimmt, und behaupten, ich hätte schließlich zusätzlich Paranoia entwickelt. Melissa und er waren sehr diskret, es ist gut möglich, dass wirklich niemand davon weiß. Ich tippe, dass Melissa nach der Beerdigung ein halbes Jahr lang einen anderen Typ aus Roberts Finanzkreisen daten würde. Einfach um ihr Gesicht zu wahren. Die sind alle geil auf sie, und irgendwie hat sie es immer geschafft, nicht wie ein Flittchen zu wirken, obwohl sie eins ist. Danach werden Robert und sie sich dann endlich finden und vermutlich als das Paar auftreten, das durch die gemeinsame Trauer um mich zusammengekommen ist.«

»Okay, Sie sind vielleicht eine größere Misanthropin, als ich es bin.«

»Mit Sicherheit. Wirklich zum Kotzen ist aber, dass Robert dann sicher auch noch so etwas wie Stolz empfinden würde.«

»Stolz?«

»Dass eine Frau nicht damit leben konnte, ihn nicht für sich allein zu haben. Er würde das so sehen. Und auch Melissa würde das so empfinden. Mein Selbstmord würde seinen Wert nur steigern und die beiden noch glücklicher machen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Aber sicher. Kennen Sie René Girards Theorien über die mimetische Begierde?«

»Nein.«

»Girards Theorie besagt, dass wir über unsere basalen Bedürfnisse hinaus keine Ahnung haben, was wir wollen. Deshalb ahmen wir unsere Umgebung nach. Wir finden gut, was

andere gut finden. Wenn nur genug Leute um einen herum sagen, Mick Jagger sei sexy, will man ihn irgendwann selbst haben, obwohl man ihn anfangs hässlich fand. Wenn ich Roberts Wert durch einen Selbstmord steigern, will Melissa ihn nur noch mehr, und ich mache die beiden dadurch noch glücklicher.«

»Verstehe. Und wenn es so aussieht, als wären Sie durch einen Unfall oder eine natürliche Ursache gestorben?«

»Dann hat das den gegenteiligen Effekt. Dann bin ich vom Schicksal aus dem Leben gerissen worden. Robert wird dadurch anders über mein Ableben und mich als Person denken. Ich werde langsam, aber sicher zur Heiligen, sodass er sich an dem Tag, an dem Melissa ihn zu nerven beginnt – und der Tag wird kommen –, nur noch an meine guten Seiten erinnert und vermissen wird, was wir hatten. Ich habe ihm vor zwei Tagen in einem Brief erklärt, dass ich ihn verlasse, weil ich meine Freiheit brauche.«

»Heißt das, er weiß gar nicht, dass Sie über seinen Seitensprung mit Melissa Bescheid wissen?«

»Ich habe all ihre Textnachrichten auf seinem Handy gelesen, aber zu niemandem ein Wort gesagt. Nur zu Ihnen.«

»Und was wollten Sie mit diesem Brief dann bezwecken?«

»Anfangs wird er erleichtert sein, nicht derjenige sein zu müssen, der geht. Er spart die Kosten für die Scheidung und steht als *good guy* da, auch wenn er über kurz oder lang mit Melissa zusammenkommen wird. Aber irgendwann wird die Saat, die ich durch diesen Brief gesät habe, aufgehen. Dass ich ihn für die Freiheit verlassen habe, ist okay, aber mein Weggehen heißt irgendwie ja auch, dass es da draußen noch Bessere als ihn für mich gibt. Und dass ich vielleicht bereits jemanden gefunden habe. Wenn Roberts Gedanken erst an diesem Punkt angelangt sind ...«

»... haben Sie die Theorie über die mimetische Begierde auf

Ihrer Seite. Deshalb haben Sie die Selbstmordfirma ins Spiel gebracht.«

Du hast mit den Schultern gezuckt. »Wie hoch ist die Selbstmordrate bei Eltern von Kindern, die sich das Leben genommen haben?«

»Was?«

»Und welcher Elternteil ist es, der sich das Leben nimmt? Doch wohl die Mutter, oder?«

»Da sagen Sie etwas«, antwortete ich und starrte auf den Rücken der Lehne vor mir, während ich deinen Blick auf mir spürte und du auf eine ausführlichere Antwort wartetest. Ich wurde von zwei breiten, niedrigen Gläsern gerettet, die wie durch Zauberhand durch das Dunkel heranschwebten und auf der Armlehne zwischen uns landeten.

Ich räusperte mich. »Ist es nicht unerträglich, so lange warten zu müssen? Immer mit dem Gefühl aufzuwachen, dass man an diesem Tag bestimmt ermordet wird?«

Du hast gezögert, wolltest mich nicht so einfach vom Haken lassen. Schließlich sagtest du dann aber doch: »Nicht, wenn sich der Gedanke, dass man auch noch diesen Tag überleben könnte, schlimmer anfühlt. Natürlich überkommt uns manchmal die Panik vor dem Tod, und dann meldet sich auch der vollkommen unerwünschte Selbsterhaltungstrieb, aber das macht nichts, solange die Furcht vor dem Sterben geringer als die vor dem Leben ist. Sie als Psychologe müssten das wissen.« Das Wort *Psychologe* hast du übertrieben betont.

»Bis zu einem gewissen Grad, ja«, antwortete ich. »Ich denke gerade aber an Forschungen zu Nomadenstämmen in Paraguay, bei denen ein Stammesrat darüber entscheidet, wann die Alten so schwach sind, dass sie eine zu große Last für den Stamm sind und deshalb getötet werden müssen. Die Betroffenen wissen nicht, wie und wann das passieren wird, akzeptieren aber, dass es so ist. Sie wissen, dass ihr Stamm nur des-

halb die Strapazen der langen Wanderungen in der kargen Region überstanden hat, weil sie die Schwachen geopfert und damit den anderen das Weiterleben gesichert haben. Vielleicht haben die heute zum Tode Verurteilten früher selbst ihre schwächliche Großtante im Dunkeln vor der Hütte erschlagen. Trotzdem zeigen die Forschungsergebnisse, dass die Unsicherheit den Stammesmitgliedern extremen Stress verursacht, der seinerseits wiederum eine wichtige Ursache für die geringere Lebenserwartung bei diesen Stämmen ist.«

»Natürlich ist das Stress«, sagtest du, hast gegähnt und dich ein wenig gestreckt, sodass dein Fuß mein Knie berührt hat. »Mir wäre es lieber, es würde nicht drei Wochen dauern, aber ich denke, es braucht seine Zeit, bis man die beste und sicherste Methode gefunden hat. Wenn es wie ein Unfall aussehen und trotzdem schmerzfrei sein soll, bedarf das sicherlich genauer Planung.«

»Kriegen Sie Ihr Geld zurück, wenn dieses Flugzeug abstürzt?«, fragte ich und trank einen Schluck Gin Tonic.

»Nein. Die Chefetage der Firma betont, dass sie hohe Ausgaben für jeden ihrer suizidalen Klienten haben und sich deshalb dagegen absichern müssen, dass die Klienten ihnen freiwillig oder unfreiwillig zuvorkommen.«

»Hm, dann haben Sie also noch maximal 21 Tage zu leben.«

»Bald nur noch zwanzig und einen halben.«

»Genau. Was wollen Sie in dieser Zeit unternehmen?«

»Tun, was ich früher nicht getan habe. Mit Fremden reden und trinken.«

Du nahmst dein Glas und leertest es in einem Zug. Mein Herz begann zu hämmern, als wüsste es bereits, was geschehen würde. Dann hast du dein Glas abgestellt und mir eine Hand auf den Arm gelegt. »Und dann habe ich Lust, mit Ihnen zu schlafen.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

»Ich gehe jetzt auf die Toilette«, sagtest du. »Wenn Sie in zwei Minuten nachkommen, werde ich noch dort sein.«

Ich spürte so etwas wie einen inneren Jubel, und das war nicht nur Begierde. Ich nahm meinen ganzen Körper wahr, eine Art Wiedergeburt, ein Gefühl, wie ich es lange nicht mehr gehabt hatte, sehr lange, und von dem ich nicht geglaubt hatte, es noch einmal empfinden zu können.

»Ach ja«, sagtest du. »Ich bin nicht so stark, ich muss wissen, ob Sie auch kommen werden?«

Ich trank einen Schluck, um Zeit zu gewinnen. Du starrtest beim Warten auf mein Glas.

»Was, wenn ich eine Lebensgefährtin habe?«, fragte ich und hörte, dass meine Stimme heiser klang.

»Haben Sie nicht.«

»Oder ich Sie nicht attraktiv finde oder homosexuell bin?«

»Haben Sie Angst?«

»Ja. Frauen, die die sexuelle Initiative ergreifen, machen mir Angst.«

Du hast mein Gesicht studiert, als würdest du nach etwas suchen. »Okay«, sagtest du dann. »Das kaufe ich Ihnen ab. Tut mir leid, so ein Verhalten sieht mir eigentlich gar nicht ähnlich, aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Was tun wir also?«

Ich spürte, dass ich wieder zur Ruhe kam. Mein Herz schlug noch immer schnell, aber die Panik und der Fluchtinstinkt wurden schwächer. Ich drehte das Glas in der Hand. »Fliegen Sie von London direkt weiter?«

»Reykjavík. Ich habe eine Stunde. An was denken Sie?«, fragtest du nickend.

»Ein Hotel in London.«

»Welches?«

»Langdon.«

»Das Langdon ist gut. Die Mitarbeiter lernen dort die Namen aller Kunden, die länger als eine Nacht bleiben. Außer sie

haben den Verdacht, dass es sich um irgendeinen außereheli-
chen Kontakt handelt. Dann sind ihre Gehirnwindungen wie
mit Teflon beschichtet. Aber wir werden da ja nicht länger als
einen Tag bleiben.«

»Sie meinen ...«

»Ich kann den Flug nach Reykjavík auf morgen umbuchen.«

»Sicher?«

»Ja. Freuen Sie sich?«

Ich lauschte in mich hinein. Ich freute mich nicht. »Aber
was, wenn ...«, begann ich, hielt aber inne.

»Sie haben Angst, dass die zuschlagen könnten, während Sie
mit mir zusammen sind?«, fragtest du und hobst dein Glas, um
mit mir anzustoßen. »Dass Sie es plötzlich mit einer Toten zu
tun bekommen könnten?«

»Nein«, sagte ich lächelnd. »Ich meinte, was, wenn wir uns
ineinander verlieben? Und Sie unterzeichnet haben, dass Sie
sterben wollen. Auf einem Vertrag, der nicht rückgängig ge-
macht werden kann.«

»Dafür ist es zu spät«, sagtest du und legtest die Hand auf
meine Armlehne.

»Sage ich doch.«

»Nein, ich meinte das andere. Wir haben uns bereits inein-
ander verliebt.«

»Haben wir das?«

»Ein bisschen. Doch. Genug, damit ich mich freue, viel-
leicht noch drei Wochen zu haben.«

Das Licht des Mondes, das durch das Fenster hinter dir
schien, legte sich wie eine matte Gloriole um deinen Kopf.

»Was denkst du?«, fragtest du.

»Ich denke, dass ich bald aus diesem Traum aufwachen
werde, denn das kann doch nicht wahr sein.« Du hast lächelnd
meine Hand gedrückt, bist aufgestanden und hast gesagt, dass
du gleich wieder da bist.

Während du auf der Toilette warst, kam die Flugbegleiterin und holte unsere Gläser. Ich fragte sie nach zwei Extra-Kopfkissen.

Als du zu deinem Platz zurückkamst, hattest du dich frisch geschminkt.

»Das ist nicht für dich«, sagtest du, als du meinen Blick bemerktest. »Die verschmierte Schminke hat dir gefallen, nicht wahr?«

»Mir gefällt beides«, sagte ich. »Und für wen schminkst du dich dann?«

»Was glaubst du?«

»Für die?«, fragte ich und nickte in Richtung Kabine.

Du schütteltest deinen Kopf. »Ich habe mir erst kürzlich die Ergebnisse einer Umfrage besorgt, in der die Mehrheit der Frauen angegeben hat, sie würden sich für das eigene Wohlbefinden schminken. Aber was meinen sie mit Wohlbefinden? Ist das nur die Abwesenheit von Unbehagen? Das Unbehagen, so gesehen zu werden, wie sie eigentlich sind? Ist Schminke dann nicht im Grunde eine aufgemalte Burka?«

»Schminkt man sich nicht eher, um etwas hervorzuheben, als um etwas zu verstecken?«, fragte ich.

»Wenn man etwas betont, versteckt man gleichzeitig auch etwas anderes. Mit dem Redigieren schafft man zwar Klarheit, andererseits ist das aber auch eine Deckoperation. Wer sich schminkt, will damit erreichen, dass allen die schönen Augen auffallen und nicht die viel zu große Nase.«

»Aber ist das eine Burka? Wollen wir nicht alle gesehen werden?«

»Nicht alle. Außerdem will niemand so gesehen werden, wie er ist. Wusstest du, dass die Zeit, die Frauen im Laufe ihres Lebens für das Schminken aufwenden, der Zeit entspricht, die Männer in Ländern wie Israel oder Südkorea Wehrpflicht leisten müssen?«

»Nein, wusste ich nicht. Das hört sich aber nach einer Zusammenstellung von willkürlichen Informationen an.«

»Ist es auch, aber eben keine zufällige Zusammenstellung von Informationen.«

»Nicht?«

»Sie ist von mir, und natürlich trifft sie als solche bereits eine Aussage. *Fake news* sind nicht zwangsläufig Falschmeldungen, sie können auch das Resultat einer Manipulation sein. Was sagt die Zusammenstellung über meine Meinung zur Geschlechterpolitik aus? Will ich damit sagen, dass Männer ihrem Land dienen und ihre Leben riskieren müssen, während Frauen sich derweil schminken? Vielleicht. Aber eine winzige sprachliche Nuance reicht aus, um mit denselben Fakten zu sagen, dass die Angst der Frauen, so gesehen zu werden, wie sie eigentlich sind, der Angst entspricht, die manche Länder davor haben, von fremden Mächten erobert zu werden.«

»Bist du Journalistin?«, fragte ich.

»Ich bin Redakteurin eines Magazins, das das Papier nicht wert ist, auf dem es gedruckt wird.«

»Ein Frauenmagazin?«

»Ja, und im übelsten Sinne des Wortes. Hast du Gepäck?«
Ich zögerte.

»Ich meine, wenn wir in London landen? Können wir direkt zu einem Taxi gehen?«

»Nur Handgepäck«, sagte ich. »Du hast meine Frage nicht beantwortet. Warum hast du dich geschminkt?«

Du hobst deine Hand und fuhrst mit dem Zeigefinger direkt unter meinem Auge über meine Wange, als hätte auch ich geweint.

»Eine andere willkürliche Zusammenstellung«, sagte sie und fuhr gleich fort. »Es sterben jährlich mehr Menschen durch Selbstmord als durch Krieg, Terror, Drogenmorde, Eifersuchtsmorde, ja überhaupt durch Morde zusammen. Der

mit Abstand wahrscheinlichste Täter, dem man zum Opfer fallen kann, ist man selbst. Deshalb habe ich mich geschminkt. Ich habe in den Spiegel geblickt und das nackte Gesicht meines Mörders nicht ertragen. Nicht jetzt, da ich verliebt bin.«

Wir sahen uns an. Und als ich die Hand hob, um die deine zu nehmen, hast du meine genommen. Unsere Finger verflochten sich.

»Gibt es nichts, was wir tun können?«, flüsterte ich, plötzlich atemlos, als wären wir auf der Flucht. »Können wir dich nicht aus dem Vertrag rauskaufen?«

Du hast den Kopf auf die Seite gelegt, als wolltest du mich aus einem anderen Blickwinkel betrachten. »Wenn es so wäre, hätten wir uns vielleicht nicht verliebt«, sagtest du. »Dass wir unerreichbar füreinander sind, ist ein wichtiger Teil der Anziehung, glaubst du nicht auch? Ist sie auch gestorben?«

»Was?«

»Die andere. Die Frau, über die du nicht sprechen wolltest, als ich dich nach Frau und Kind gefragt habe. Der Verlust, der dir Angst macht, dich wieder in jemanden zu verlieben, den du verlieren wirst. Das, was dich zögern ließ, als ich dich nach deinem Gepäck gefragt habe. Willst du darüber sprechen?«

Ich sah dich an. Wollte ich das?

»Bist du sicher, dass du ...?«

»Ja, ich will es hören«, sagtest du.

»Wie viel Zeit hast du?«

»Haha.«

Wir bestellten neue Drinks, und ich erzählte. Hin und wieder hast du eine Frage gestellt, die meiste Zeit aber still zugehört.

Als ich endlich fertig war, dämmerte es draußen vor den Fenstern bereits, da wir in Richtung Sonne flogen. Tränen rannten über deine Wangen.

»Wie traurig«, sagtest du und legtest deinen Kopf auf meine Schulter.

»Ja«, sagte ich.

»Tut es noch immer weh?«

»Nicht immer. Ich sage mir selbst, dass ihr Weg besser war, wenn sie nicht leben wollte.«

»Aber glaubst du auch daran?«

»Du doch auch?«

»Vielleicht«, sagtest du. »Ich weiß es nicht. Ich bin wie Hamlet. Ein Zweifler. Vielleicht ist das Reich des Todes ein viel größeres Jammertal.«

»Erzähl mir von dir.«

»Was willst du wissen?«

»Alles. Fang einfach an, ich frage dich, wenn ich zu einem Punkt mehr wissen will.«

»Okay.«

Du hast mir deine Geschichte erzählt. Und die Frau, deren Bild sich nach und nach zusammenfügte, war noch klarer zu sehen als diejenige, die neben mir saß, mir zugewandt, eine Hand unter meinem Arm.

Eine Turbulenz schüttelte das Flugzeug kurz durch, als führen wir mit einem Boot über kleine scharfe Wellen, und das komische Vibrato deiner Stimme ließ uns beide lachen.

»Wir können abhauen«, erwiderte ich, als du behauptetest, dass es mehr nicht zu sagen gäbe.

Du sahst mich an. »Wie das?«

»Du nimmst ein Einzelzimmer im Langdon. Abends hinterlässt du dem Hotelchef, der erst morgens zurückkommt, die Nachricht, dass du zur Themse gehst und dich erträgst. Du gehst heute Abend dorthin. Irgendwo an einem Ort, an dem niemand dich sehen kann, ziehst du dir die Schuhe aus und stellst sie ans Ufer. Ich hole dich mit einem Leihwagen ab. Wir

fahren nach Frankreich und nehmen von Paris aus einen Flug nach Kapstadt.«

»Pass«, sagtest du nur.

»Das regle ich.«

»Ach ja?« Du sahst mich weiter an. »Was für ein Psychologe bist du eigentlich?«

»Ich bin kein Psychologe.«

»Bist du nicht?«

»Nein.«

»Was bist du dann?«

»Was glaubst du?«

»Du bist der, der mich töten soll«, sagtest du.

»Ja«, antwortete ich.

»Ihr habt den Sitz neben mir gebucht, noch bevor ich nach New York gekommen bin, um den Vertrag zu unterzeichnen.«

»Ja.«

»Und du hast dich wirklich in mich verliebt?«

»Ja.«

»Wie sollte das ablaufen?«

»In der Passkontrolle. Eine Spritze. Der Wirkstoff baut sich im Laufe einer Stunde komplett ab oder ist im Blut nicht mehr nachweisbar. Jede spätere Obduktion kann nur einen Herzinfarkt ergeben. Herzinfarkte sind die häufigste Todesursache in deiner Familie, und die Proben, die wir genommen haben, zeigen, dass auch du eine Veranlagung dazu hast.«

Du nicktest. »Wenn wir abhauen. Werden sie sich dann nicht auch an deine Fersen heften?«

»Schon. Es ist von allen Seiten viel Geld im Spiel, auch für uns, die wir die Aufträge ausführen. Deshalb müssen auch wir einen Vertrag unterzeichnen, aber ohne drei Wochen Frist.«

»Einen Selbstmordvertrag?«

»Das gibt ihnen die Möglichkeit, uns jederzeit und ohne

juristisches Risiko zu töten. Und sie erfüllen ihren Vertrag, sollten wir uns als illoyal erweisen, das steht außer Frage.«

»Werden sie uns in Kapstadt nicht finden?«

»Sie werden unseren Spuren folgen, das können sie gut, und diese Spuren werden sie auch nach Kapstadt führen, nur dass wir dann nicht mehr da sind.«

»Wo werden wir sein?«

»Ist es in Ordnung, wenn ich dir das jetzt noch nicht erzähle? Ich verspreche dir, es wird ein guter Ort sein. Sonne und Regen, nicht zu kalt, nicht zu warm. Und die meisten verstehen Englisch.«

»Warum willst du das tun?«

»Aus demselben Grund wie du.«

»Aber du bist kein Selbstmordkandidat, du verdienst mit deiner Arbeit vermutlich ein Vermögen. Und jetzt willst du plötzlich dein Leben aufs Spiel setzen?«

Ich versuchte zu lächeln. »Welches Leben?«

Du sahst dich um, beugtest dich etwas vor und küsstest mich leicht auf die Lippen. »Und was, wenn dir die Liebe mit mir nicht gefällt?«

»Dann ertränke ich dich in der Themse«, sagte ich.

Du hast gelacht und mich noch einmal geküsst. Dieses Mal etwas länger, mit etwas weiter geöffneten Lippen.

»Es wird dir gefallen«, flüsterst du in mein Ohr.

»Genau davor habe ich Angst«, sagte ich.

Du bist mit deinem Kopf an meiner Schulter eingeschlafen. Ich kippte deinen Sitz nach hinten und breitete eine Decke über dich. Dann drückte ich auch meine Lehne nach hinten, schaltete das Licht über uns aus und versuchte zu schlafen.

Als wir in London landeten, hatte ich deinen Sitz wieder in aufrechte Position gebracht und dir den Gurt angelegt. Du sahst aus wie ein schlafendes Kind, das sich auf Weihnachten freut. Dasselbe kleine Lächeln auf den Lippen. Die Flugbe-

gleiterin kam herum und sammelte die Wassergläser ein, die schon zwischen uns auf der Armlehne gestanden hatten, als wir vom JFK abgehoben hatten, du weinend aus dem Fenster gesehen hattest und wir uns noch fremd gewesen waren.

Ich stand vor der Passkontrolle an Schalter 6, als Sanitäter eine Bahre in Richtung Gate schoben. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Das Pulver, das ich vor dem Abflug in New York in dein Glas geschüttet hatte, wirkte langsam, war aber zuverlässig. Du warst seit gut zwei Stunden tot, und die Obduktion würde einen Herzinfarkt ergeben, sonst nichts. Am liebsten hätte ich geweint, wie beinahe jedes Mal. Gleichzeitig war ich glücklich. Meine Arbeit machte Sinn. Ich werde dich niemals vergessen, du warst wirklich besonders.

»Sehen Sie bitte in die Kamera«, sagte der Passkontrolleur zu mir.

Ich musste eine Träne wegdrücken.

»Willkommen in London.«